

Die Menschenfresserin.

Erzählung von J. P. Kosm. — Aus dem Französischen von Gustav Schumann.

Die Dämmerung erlähbt über den Hügel, riesengroß erhob sich der Mond über den Wäldern.

Die vom Tage noch warme Erde, die plötzliche Windstille, die Schönheit des Firmaments über diesen weiten Länderstrecken, welche eine mehrtausendjährige Kultur dem Menschen nicht zu unterwerfen vermocht hatte — das Alles fesselte, überwältigte, erdrückte das Herz des Irlands James McCarthy und erweckte in ihm ein Vollgefühl für die Erbarmlichkeit und Barmherzigkeit.

Hinter ihm folgte ein demüthiger Sohn Indiens, Babadj der Kämpfer, klein von Gestalt, schwächlich, aber leuchtenden Auges, mit intelligentem launlichem Munde, vor ihm Djuna, der Führer, den man ihm im Dorfe Kardonnas mitgegeben hatte, um ihm das Lager der Tigerin zu zeigen, der Menschenfresserin, die schon einen Ackerbauer überfallen und davongeschleppt hatte.

Lauter und schrecklicher murmelte die Nacht, je weiter sie vorrangte; das Brüllen der Thiere verlängerte sich über die Ebene, große Fledermäuse schwammen in einem orangefarbenen Lichte.

Babadj näherte sich McCarthy; seine Angst wurde durch den innerlichen Stolz aufgewogen, dem hämmigen Irlands mit dem launischen, gutmüthigen Jähzorn und Herzensgüte verathenden Antlitz zu dienen.

„Kommen wir in die Nähe?“ fragte James.

„Ja, Herr!“ Beim Ausgange von einer Art Engpass zwischen den Felsblöcken angelangt, machte Djuna zitternd Halt; die Hand ausstreckend ließ er hervor:

„Hier ist es!“ Auf einer hügeligen Fläche breitete sich eine jener verlorenen Wildnisse aus, wo die Majestät der freimaltenen Kräfte, der Kampf der Naturtriebe und der Pflanzen nebeneinander lebensvolle Pracht und Untergang und Häuflisch schufen.

Der Mond wob Spigen zwischen den Lianen, Flechten und Wunderbäumen und glühte auf einer mit allen Rinden, halberwulsten Schiffe und grünen Ästen verstopften Lücke. Und in den Zwischenräumen des Schweißens vernahm man Seufzer geheimnißvoller Ursprungs, die unterirdisch schienen, und das ferne Klagen der Schakale.

„Also hier ist es?“ fragte McCarthy.

„Kennst Du die genaue Lage?“

„An einem Wintertage“, antwortete Djuna, „als ich einer verirrten Ziege folgte, habe ich die Menschenfresserin am Rande ihrer Höhle gesehen.“

Und mit fast unheimlicher Stimme sagte er, an allen Gliedern zitternd, hinzu: „Sie verzehrte gerade den Rest eines jungen Weibes...“

„Gut“, sagte McCarthy, „Du kannst mich also bis zur Stelle führen?“

„Ja“, sagte er, „entgegenstehe der Hindus mit sanfter Reue.“

„Dann vorwärts!“ Sie zwangten sich durch ein fast undurchdringliches Dickicht und gelangten auf einen natürlichen, von dem Laufe winterlicher Gewässer gebildeten Pfad. Leise und mühsam drangen die drei Männer vor, mit scharfen Blicken um sich spähend.

Djuna und Babadj verfielen bei dem unheimlichen Röhren der Entwidlung in eine Art Hypnose. Mit weit geöffneten Augen und halbverlorenen Gedanken schritten sie dahin, während in McCarthy der Wille, die Neben der Verstand heftig miteinander kämpften. Aber die Gewohnheit solcher schrecklicher Minuten machte ihn nicht einen Augenblick zweifelhaft. Er glaubte an die Festigkeit seines Armes, an die Schärfe und Genauigkeit seines Blickes. Und rascher klopfenden Herzens empfand er auch die kraftvolle Willkür tapferer Männer, den elektrisirenden Jubel eines Kampfes, bei dem es kein Bedauern gab.

Plötzlich sah er Djuna erbeben. Rasch trat er zu ihm.

„Wir sind dicht dabei, Herr... da, diese Richtung, hinter dem Steinblod!“

„Sie machten Halt.“ James nahm eine der schweren Büchsen an sich, die er Babadj hatte tragen lassen, um im Augenblick der Gefahr einen ruhigen, sicheren Arm zu haben. Schwelgen und noch langsameren und vorsichtiger Schritte erreichten sie dann den Blod und knieten nieder. Ein feines Geräusch streifte vor ihnen empor und genigte, um sie zu decken, aber indem man das Haupt etwas nach vorn neigte, konnte man die geringsten Gegenstände in der von einer intensiven Lichtscheibe erhellen und nur mit wenigen niedrigen Pflanzen bedeckten Richtung wahrnehmen.

Leise beugte sich McCarthy über den Stein und näherte seine Stirne dem Gerüst.

Seine Seele erfüllte sich mit unangenehmem Grauen. Etwas zehn Meter von ihm, ungefähr in der Mitte der Richtung, am Rande einer von übereinandergehäuften Steinblöcken gebildeten Höhle, hoben sich die Umrisse eines gewaltigen Thieres ab,

der kolossalen niedergelauerten Tigerin. Zwischen ihren furchtbaren Klauen der Ackerbauer Chandranabur. Er war nicht todt, er schien selbst nicht verletzt oder wenigstens nicht schwer. Das durchdringende Auge des Irlands sah seine Lider sich öffnen und wieder schließen, seine Brust wog, wie die Brust eines Sperlings, der sich in der Schlinge gefangen hat. Die Tigerin fixierte ihn tödlich, mit halbgeschlossenen Augen, so, wie eine Rabe die Maus. Und wie bei einer Rabe kam ein Augenblick, wo sie ihren Raub losließ, in der besterwarteten Achlosigkeit, in schlafender Grazie.

Der Irlands, die Büchse an der Achsel, wagte nicht zu schreien. Eine Ausrufung von Zorn, Mitleid und Verdrüß machte seine Hand unsicher. Zwei schreckliche Minuten vergingen. Dann langsam, langsam, regte sich Chandranabur, streckte die Hand aus, erhob sich auf den Ellbogen...

Er wandte sein Haupt gegen die Tigerin: sie schien so anders hin zu blicken, eingeschlafen in gänzlicher Betäubungslosigkeit für die Gegenwart ihres Opfers.

Nun begann Chandranabur eine kurze beschreibend langsam und vorsichtig zu kriechen, und es gelang ihm, ungefähr zwei Meter weit fortzukommen.

McCarthy sah das fahle Antlitz des Nervensten sich nähern, und neuerdings legte er die Büchse an die Wange. Unablässig machte eine Bewegung Chandranaburs jedes Eingreifen unmöglich. Sein Kopf war in die Schutzlinie gerathen.

James murmelte einen Fluch. Unterdessen begann der Ackerbauer, ermutigt durch die anhaltende Gleichgültigkeit der Menschenfresserin, etwas schneller zu kriechen. Seine erlösende Hoffnung erleuchtete seine Augen, um zugleich wieder zu erlöschen. Er hörte die Bestie sich regen.

„Ja“, schrie er, „ein Sprung! und sie hätte ihn erreicht.“

„Sie spielt!“ flüsterte Djuna, der sich bis zu McCarthy vorgewagt hatte.

„Ja“, murmelte der Andere, „sie spielt, die verwünschte Bestie!“

Und ein Geist der Rache hing in ihm auf, ein heftiges Verlangen, die Menschenfresserin umschädlich zu machen, ohne sie zu tödten, sie zu quälen und zu demüthigen und ihr die Ueberlegenheit und Macht des Wesens fühlen zu lassen, daß sie sich zu ihrem Raube erheben.

„Ruhe!“ Nach und nach erreichte er es, daß sein Herz langsamer schlug, und der Zorn aufhörte, sein Auge zu verschleiern.

Unteressen wälzte die Tigerin Chandranabur knurrend mit leichten raschen Bewegungen auf dem Boden und kostete gierig die Freude der Herrschaft und der Macht. Vor Wollust zitternd und ohne jede Gile zog sie sich nun blasirt zurück, um in Kurzem ihr entlegenes Spiel wieder aufzunehmen, und wie sie so dahinschritt, in allen ihren Bewegungen die Verachtung des Starren für den Schwachen ausgeprägt, war sie ein graufames, geschmeidendes und gierliches Symbol des Kampfes um das Dasein.

Nachdem sie sich so einige Meter entfernt hatte, stand sie stille und hielt sich unbeweglich, die glühenden Augen halb geschlossen.

Aber der Besiegte verzichtete nicht auf die Hoffnung. Der Instinkt zu leben, kämpfte mit der Ueberzeugung, daß jede Anstrengung vergeblich sein würde. Nach einem Augenblicke der Unentschiedenheit und genau so wie das erste Mal, richtete er sich wieder auf und begann von Neuem seine kriechende Flucht.

Diesmal hatte McCarthy seine ganze Kaltblütigkeit wiedergewonnen. Er ließ Chandranabur aus der Schutzlinie kommen und blieb dann einen Moment stehend zwischen der Klugheit, die verlangte, daß er ins Herz trat, und dem heißen Wunsche, die Bestie zu bestrafen.

Endlich krachte der Schuß, und in der Rauchwolke sah man den Schatten Chandranaburs aufgerichtet, und die heulende Tigerin mit einer geschmeterten Tappe.

„Ruh!“ brüllte der Irlands. Schon hatte er den schützenden Blod überfliegen.

Chandranabur huschte davon, die Tigerin machte einen kurzen, raschen Sprung. Es blieb ihr nicht die Zeit zu einem zweiten: eine Kugel James' geschmeterte ihr eine weitere Tappe. Zu Boden gestreckt und ohnmächtig blieb sie mit ihrem furchtbaren Gebrüll, den großen schrecklichen Zähnen auch jetzt noch ein schauerliches Sinnbild der Kraft.

McCarthy nahm die zweite Büchse aus den Händen Babadj's und machte drei Schritte gegen die Bestie.

Sie versuchte sich zu erheben oder wenigstens auf ihn los zu kriechen. Sie streckte ihm ihr fürchterliches Haupt entgegen, ihre gewaltigen menschenähnlichen Rinnbäden, die schon so viele Grützen vernichtet hatten. Krastlos sank sie zurück.

Und James betrachtete sie mit wilder Genugthuung. Es schien ihm, als begreife sie jetzt die Macht des Menschen, und daß sie, frei, von nun ab es nicht mehr wagen würde, ihren Raub aus den Dörfern zu holen.

„Herr?“ fragte Babadj, „wirft Du sie nicht tödten?“

„Nein, ich will sie gefangen nehmen!“ — Chandranabur — bist Du verletzt?“

„Nein, Herr — nur ein wenig schwach.“

Er kniete sich vor dem Europäer nieder, und küßte ihm mit Demuth die Hand. Eine unendliche Dankbarkeit und Bewunderung strahlte aus seinen durch schwarzen Augen.

„Gut, gut“, sagte James. „Fürchtest Du Dich, mit mir allein zu bleiben, während Babadj und Djuna Stride, Fächer, eine Tragbahre und Träger holen werden?“

„Oh Herr! — Ich fühle mich bei Dir sicherer als hinter einer dreifachen Mauer von Eis.“

„In diesem Falle kannst Du gehen, Babadj. — Ist Dein Gemüth in Ordnung? — Gut! — Geh!“

McCarthy hatte sich auf eine große Baumwurzel niedergelassen und betrachtete die verwundete Tigerin. Durch Augenblicke fühlte er etwas wie Mitleid, aber wenn er zurückschauend den armen Chandranabur sah, der noch ganz bloß war von seinem entsetzlichen Abenteuer und bei jedem Anrücken erzitterte, wurde sein Zorn um so heftiger.

Zwei Stunden später war die Bestie gefangen. Starke Laue schlangen sich um ihren ganzen Körper. Ein Baumzweig umschloß sie wie eine Art niedriger Käfig. Und die Hindus eilten herbei, drängten sich, um sie zu sehen.

Einer nach dem Andern schoben sie sich vor, wobei sie sich gegenseitig ermutigten und vor Allem sich der Gegenwart des Europäers versicherten. Und in dem Augenblick, wo die Träger sich anschickten, die Bestie hinwegzutragen, trat ein Greis vor und sprach:

„Sieh, nun bist Du zur Ohnmacht verdammt, grausame Menschenfresserin. Du bist gebeugt und gefangen... Ein Mensch hat Dich besiegt! Du wirst die Herrschaft unseres Geschlechts lernen lernen, Du wirst heulen, hinter den Eisenbänder werden lachen ob Deiner Wuth... Dein Leben wird eine tiefe Demüthigung sein, weil Du den Abel unserer Brüder entweißt hast, weil Du gehst mit ihrer Qual...“

Die Bestie schloß, von ihren Schmerzen geplagt; und die Hindus glaubten, daß sie in ihrem beschränkten und grausamen Verstande die Ueberlegenheit des Menschen anerkannte.

Der Schmuckfeind. Vor vier Wochen ungefähr kam Madame Saska L. aus Brüssel nach Berlin. Madame Saska hatte in Brüssel durch ihre entzückenden Toiletten und vor Allem durch ihre überreiche „Kollektion“ von Brillanten, Perlen und Edelsteinen Aufsehen erregt. Die Freunde und Bekannten der Dame in Brüssel sahen sie mit aufrichtiger Bewunderung an. So delikate Soupers wie bei ihr gab es nirgends, so gemütlich wie in ihren Salons ging es nirgends zu und eine so liebenswürdige Wirthin, wie Madame Saska war, konnte ganz Belgien nicht aufweisen. Man war fast erstickend, als es hieß, Madame Saska wolle Brüssel verlassen und nach Berlin überfiebern. Die Gesellschaft wunderte sich, man fragte sich löpftüthelnd vertraulich, dann immer lauter und lauter: Warum will sie fort? Wer oder was ist daran schuld? Madame Saska lächelte nur, wenn sie gefragt wurde. „Mon dieu!“ Ein Einfall! Sie wollte nach Berlin — um andere Gefächter zu sehen! Und Madame reiste ab. In Berlin traf sie natürlich diese Bekannte oder deren Bekantschaft sie in einem der Weltbäder, die sie alljährlich der Reihe nach besuchte, gemacht hatte. Bald füllte sich ihr Salon mit Gästen — ganz wie in Brüssel. Sie hatte vorläufig eine kleine möblirte Wohnung genommen, die sie behalten wollte, bis ihre eigenen Möbel eingetroffen waren. Natürlich trägt Madame Saska auch in Berlin ihre eleganten Pariser Costumes und ihren reichen Schmuck. Wenn man bedenkt, wie gern der Berliner und die Berlinerinnen etwas Auffehendes erregendes befaunt — so kann man sich vorstellen, wie Madame Saska angestarrt wird, wenn sie über die Straße geht oder in einem Theater erscheint. Da wollte nun Madame Saska vor einigen Tagen die Oper besuchen und „besah!“ zu ihrer Begleitung einen ihrer Verehrer, den Sohn eines bekannten Finanziers. Der aber leistete dem Befehle nicht so willig Folge, er war ungalant genug, der schönen Frau beim Abholen zur Oper die Alternative zu stellen: Entweder seinen Schmuck anlegen — gar keinen Schmuck — oder auf seine Begleitung zu verzichten! Madame Saska war zu erst sprachlos, dann aber nahm sie die Worte ihres Freundes für einen Scherz und begann, sich ruhig mit Perlen und Brillanten zu „beladen.“

Der junge Mann ergriff den Hut und wandte sich zur Thüre. Madame Saska sprang auf und — am Abend sah sie ohne den geringsten Schmuck in einem einfachen schwarzen Kleide in der Oper neben ihrem Freunde, der vergnügt schmunzelte. Nach der Oper soupirten die Beiden. So wurde es 2 Uhr, als Madame Saska der vor ihrem Hause haltenden Droschke entstieg, nachdem sie sich mit warmem Händedruck von ihrem Begleiter verabschiedet hatte. Madame Saska ging in ihr Vouboir.

Plötzlich hieß sie einen lauten Schrei aus — mit weit aufgerissenen Augen starrte sie auf ihr Schmuckstück — das war leer! Auch nicht eine Nadel, eine Perle darin! Alles verschwunden! Sofort wurde die Wirthin und das Mädchen alarmirt — den Rest der Nacht hindurch gesucht, geforscht, gefragt —

gemeint. Der Schmuck blieb verschwunden. Am nächsten Morgen gegen 10 Uhr klingelte es, Madame Saska war gerade dabei, ein Verzeichniß ihrer Schmuckstücke für die Polizei anzufertigen; ein Diensthmann mit einem Paket trat ein. Das Paket enthielt den Schmuck und einen Brief. Der Brief war mit dem Namen des Herrn beschriftet, der am Abend vorher mit ihm im Theater war, und lautete: „Madame! Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung. Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen Aufklärung gegeben habe. Voila. Graf M. behauptete vorgestern im Klub, Ihr Schmuck wäre unecht, Baron H. meinte, er wäre nicht viel werth — ich widersprach beiden Herren. Es kam zu einer Wette. Ich ließ nun den Schmuck durch Ihre Zofe gestern Abend, während wir in der Oper waren, zu einem Hofjuwelier in der Nähe Ihrer Wohnung bringen, der sollte ihn taxiren. Soeben erhielt ich die Juwelen zurück. Die Wette habe ich gewonnen. Ihr Z.“ Madame Saska war an diesem Tage außerordentlich vergnügt.

Der angeblidhe Journalist. Eine Zeitung berichtet von einem hübschen Späher, der dem Redakteur und Verleger Labouchere einmal von Bret Harte (dem berühmten amerikanischen Dichter und Romantisten) gespielt wurde. In abgetragenem, halb schmutziger und unmoderner Kleidung, wie ein heruntergekommenem Landstreicher, begab sich Harte nach der Redaktion des „Truth“ (in London) und fragte nach Labouchere. Er wurde nach dem Privatcomptoir des Chefs gewiesen, dem er sagte, er bringe ein Gedicht, das er gern verkaufen möchte, und er bat dabei den reichen Verleger, es zu prüfen. Labouchere lehnte es zunächst ab, das Schriftstück anzusehen, nur auf Harte's dringliche Vorstellung seines Bedarfes an etwas Geld überflog es der Buchhändler hastig. Darauf gab er es zurück mit der Bemerkung: „Solches Geschreibsel kann ich nicht gebrauchen!“

„Doch ich bitte Sie“, rief Harte, „ich bin in schlimmster Nothlage!“ — „Was verlangen Sie dafür?“ fragte Labouchere. — „Nicht ein Pfund Sterling werth!“ sagte Harte mit einem Ausbruche, als brächen ihm schon die Thränen hervor. — Ein Pfund Sterling? ... Nicht das Papier ist es werth, worauf es geschrieben ist!“ erklärte der Verleger. Wenn Sie eine Unterstüßung brauchen, so will ich Ihnen ein paar Schilling geben, doch gleichzeitig den Rath, daß ein kräftiger, gesunder Mann wie Sie mehr verdienen und weniger Veranlassung zur Belästigung Anderer haben würde, wenn Sie eine Anstellung als Steinmetz, Schiffshauer oder sonst etwas suchten. Statt sich auf den überfüllten Weg der Journalistik zu drängen, warum haben Sie sich z. B. nicht dem Juge zur Befreiung Gordon's angeschlossen? ... Wo sind Sie denn?“

„Ja“, antwortete der Bittsteller ruhig, „ich bin... Bret Harte.“ — Dabei legte der Dichter einen Zettel seiner Verleibung ab und Labouchere sah ein Glumitzeln vor sich, daß er schon mehrere Jahre sehr gut kannte.

Eine einträgliche Speculation. Am 1. Dezember 1789 wurden in Paris die Trümmer der zerstörten Bastille, wie Bausteine, Blei, Eisenklammern und Ketten, öffentlich versteigert. Die Gebote auf diesen Schuttstücken waren ungeheure. Endlich wurde der Maurermeister Valloy als Meistbietender der glückliche Besitzer des großen Trümmerhaufens, und es zeigte sich, daß er, trotz der hohen Zahlung dafür, kein schlechtes Geschäft gemacht hatte. Der Erbeher errichtete sofort eine Werkstat, in der er aus den Steinen zierliche Modelle der zerstörten Bastille in großer Anzahl fertigen ließ, welche in allen Departements Frankreichs reisenden Absatz fanden. Als der Schluß der seinen ganzen Vorrath an Trümmersteinen aufgebraucht hatte und trotzdem immer neue Bestellungen einliefen, wurden auch die kleinen Abfälle verarbeitet. Aus den Steinroden wurden Rosettenschäufeln, Bombenrieten, Zunderlösen, Zündentbehälter, Streifenabstücker u. s. w. hergestellt, und aus den Eisenklammern und Ketten lief er patriotische Medaillen und Ringe fertigen. Seine Einnahmen aus diesem Geschäft beliefen sich auf eine halbe Million Mark.

Sympathiekur. Frau A.: „Sie heilen also durch Sympathie?“

Frau B.: „Jawohl, durch Händeauflegen.“

Frau A.: „Haben Sie denn schon Jemandem geheilt?“

Frau B.: „Gewiß, neulich habe ich erst meinen Mann von der Trunksucht geheilt, indem ich ihm meine Hände etwas kräftig auf seine beiden Waden legte.“

Im nächsten Jahrhundert. Lehrer: „Strambelmeyer, gib mir eine Definition des Wortes Fußgänger.“

Strampelmeyer: „Ein Fußgänger ist ein Mensch, der nicht Vipecle fährt!“

Verathen. „Johann, daß Du mir kein e von diesen 50 Pfennig-Cigaretten rauchst!“

„Was — die sollen 50 Pfennig kosten?“

Jänders schönes Gedicht.

Unter den vielen poetischen Beilen, die uns der verstorbene deutsch-amerikanische Dichter hinterlassen hat, hat keine größere Geltung, als sein „Heimkehr von der Arbeit.“ Das wunderherrliche Gedicht lautet:

Zur Reize geht der Tag; der Hammer ruht; Das Feuer ist gelöscht; der Dampf verbraucht; Und Vogel fliegen, wo der Schlot geraucht; Nur in der Asche glimmt noch etwas Bluth, Und aus der Werkstat kommt der müde Mann;

Er atmet auf und tritt den Heimweg an.

Er atmet auf. — Wie wohl thut ihm das Licht, Die frische Luft! — In jenem dunkeln Raum kann er sein Werkzeug unterscheiden kaum, Weil nie die Sonn' durch ruh'ge Scheiben bricht. — Wie lachend geht die Landschaft vor ihm liegt! Wie glänzt das Laub, vom Windhauch leis gewiegt!

Durch's Unterholz des Vorwalds führt sein Weg. Er pflückt Erdbeeren aus dem Gras Und wilde Rosen bräut er dann zum Strauß. Jetzt schaut er von des Baches schmalen Steg Dem Spiel der Fischlein zu und schreitet dann Im Buchenwald den Hügelsteig hinan.

Da hämmert noch ein Specht; dort tönt der Schlag Der Amsel hoch vom Zweig; dort aus dem Moos Klingt sich erschreckt ein schüchternes Haslein los; Es macht sein Männchen, und pfeilschnell zum Hag fliehet es durch die Büschel und hält nicht Raß, Als hätt' der Jäger es auf's Korn gefaßt.

Und wie er jenseits aus dem Walde tritt, Grüßt schon der erste Stern aus dunkeln Blau; Auf Busch und Gräsern liegt der nächt'ge Thau. Bergabwärts nun beschleunigt er den Schritt; Denn durch der Apfelbäume Reihen bricht Ein traurer Schein, der lieben Heimath Licht.

Er sieht's und grüß't's und eilt hinzu — hinein! Da steht die Mutter emsig an dem Herd, Mit stillem Gruß ihm lächelnd zugelehrt; Klein Vießchen fündert aus dem Küchenschrein Zum Tisch, was nöthig ist zum Abendmahl; Sie überzählt Bestand' und Zellerzahl.

Auch unter'm Tisch regt sich's: der kleine Sohn Kriecht schnell hervor und auf den Vater zu; Er weiß, was der im Rörbchen birgt; im Ru hat er's erhascht und auch geöffnet schon; Er jubelt auf, macht sich an's Naschen gleich Und gab' die Beeren für kein Königreich.

Der Vater hebt den Kleinen auf und läßt Den lieben Sohn, der schmeichelnd ihn umschlingt; Die Blumen reicht er Vießchen, und sie bringt Ihn einen Labetrunk dafür; er schliefet Auch sie an's Herz und blüht die Mutter an; Sein Auge sagt: Ich bin ein sel'ger Mann.

„Wie müde müßt Du sein!“ spricht liebreich sie. „Ja wohl, ich war's, doch ist verschwunden schon; Der Kinder Willkomm ist so sel'ger Lohn, Ihr Schmeichelwort verführt mir alle Ruh'; Hab' ich Euch Lieben an mein Herz gedrückt, Dann fühl' ich, wie die Arbeit mich beglückt!“

Heransgeredet. Sie: „Warum wollen Sie denn unsere Hochzeit bis zum Herbst verschieben, Herr Emil?“

Er: „Aber, wollen Sie denn nicht begreifen, daß ich unsere innige Liebe nach Möglichkeit in die Länge ziehen möchte?“

Gut gegeben. Landwirthschaftlicher Wanderlehrer (ebenso aufgelaufen als unpraktisch): „Nun, lieber Schulze, habt Ihr aus meinem Vortrag auch eine Nutzenwendung gezogen?“

Bauer: „Gewiß, daß Kohl reden leichter ist, als — Kohl bauen!“

Nicht so schlimm. Du hattest gestern Besuch, war wohl Deine Schwiegermutter hier?“

„Nein, so schlimm war's nicht!“

Verzögerte Gelegenheit.

Arzt (bei der Untersuchung): „Ihr Herz schlägt ganz normal.“

Alte Jungfer (schmachend): „Und gar für Sie, Herr Doktor!“

Schwer zu befriedigen. Herr (zum Schuster): „Sie, die Stiefel, die Sie mir gemacht haben, passen ja ganz gut, aber die Form habe ich mir doch ganz anders vorgestellt.“

Schuster: „Ja, das ist allemal so. Nach' i die Stiefeln den Leuten nach die Fuß', dann find's net nach euhnem Kopf; und nach' i's ihnen nach'm Kopf, nachher passen's net an die Fuß'!“

Der kleine Schlaupfopf. Zante: „Allo Du kannst so gut rechnen, wie ich häte? Nun, Märchen, rechne mal: Wenn ich 1870 geboren bin, wie alt bin ich denn jetzt?“

Der kleine Refse: „Zante, ich darf Zügen nicht nachsprechen.“

Geb. Galt: „Herr Wirth, das Bier ist aber sehr matt.“

Wirth: „Na, wenn Sie so lange fleh'n, wie das Bier, werd'n S' och matt!“

Erklärung. Herr: „Entschuldigen Sie, aber ich sah vorhin eine ganze Menge Bienen um die Telegraphendrähte schwärmen.“

Telegraphenbeamter: „Um wie viel Uhr war denn das?“

Herr: „So etwa vor einer Stunde.“

Telegraphenbeamter: „Dann ist's richtig; zu der Zeit habe ich eine Depeche über Jänder und Honig abgeschickt.“

Der boshafte Briefträger. Altes Fräulein: „Ist der Brief für mich?“

Briefträger: „Nein, das müssen Sie doch schon am Format sehen können, daß es... ein Liebesbrief ist!“

Aushülfe. „Wie, Sie sind schon wieder betrunken, und ich sagte Ihnen doch, Sie sollen des Tages nicht mehr als zwei Maß trinken!“

„Aber, Herr Doktor, die andern habe ich auch bei der Nacht getrunken!“

Ein Berliner Junge. Meister: „Warte, Ranaulle, wirst Du wohl den Schnabel halten!“

Lehrjunge: „Nanu, Meister, ich bin doch kein Ranaullenboegel!“

Vorsichtig. „Du hast dem Affesior Anorr noch gar nicht gesagt, daß Dein Vermögen verloren ging? Ist seit doch so gut wie verlobt!“

„Jawohl, aber so verlobt noch lange nicht, daß er das wissen dürfte!“

Bedenklich. Gattin: „Robert, eben lese ich: der älteste Liebesbrief der Welt ist dreitausend Jahre alt und ist auf einen Ziegelstein geschrieben.“

Gatte: „Gott sei Dank, daß das heute nicht mehr Mode ist.“

Gattin: „Wieso?“

Gatte: „Na, wenn sich die Brautleute einmal zonten, und sich dabei gegenseitig ihre Liebesbriefe an den Kopf werfen würden, das wäre gefährlich!“

Ans der alten Zeit. Nachtwächter (brüllend): „Sie haben Standa! gemacht, deshalb müssen Sie mit zur Wache!“

Student: „Aber, lieber Freund, Sie machen ja noch viel mehr Standa!“

Wächter (stolz): „Dafür bin ich Postige!“

Verwandt oder verlobt? Pensionsvorsteherin: „Elen, wer war der Herr, der Sie vorhin grüßte?“

Elen: „Ein Verwandter.“

Pensionsvorsteherin: „Verwandt? In welchem Grade?“

Elen: „Im höchsten Grade!“

Ein Waffentrinker. Frau (zu ihrem Mann, der früh ein Glas Leitungswasser trinkt): „Der Arzt hat Dir aber doch Bitterwasser verordnet!“

Mann: „Als ob nicht alles Wassertrinken bitter wär!“

Ans Niemanns Sammlung. Es hüß Sie gegen Hunger W' Zweifundbrod mit Worschd; Un Wasser, Wein und Lager; Das schüld den greeßten Dorßch.

Allerdings. Refse (der seinen Onkel um hundert Mark zur Begleichung dringender Schulden angepöbel hat): „Ich gehe erleichtert fort, Onkel!“

Onkel: „Und ich bleibe erleichtert hier!“

Beim Waffenschwimmen. Frau Geheimrathin, können Sie auch schwimmen?“

Gott, mer schwimmen im Ueberfluß.“

Zeit ist Geld. Bettler (der eine Dame um ein Almosen angeprochen, als diese ziemlich lange im Portemonnaie herumfingert): „Madamelen, bitte, beulen Sie sich'n bisten! Ich hätte die Zeit eher schon zehn andere Leute anbetteln können!“